



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Joseph von Eichendorff**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1887**

IV. Wieder in der Heimath. Reiche dichterische Thätigkeit. Verlobung.  
Reise nach Berlin und Wien.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15133**

eines fein ausgebildeten Kunstsinnes. Hier schied Löben von ihnen, der ebenfalls Heidelberg für immer verlassen hatte.

Die Brüder wandten sich nun nach Regensburg, um von da die Donau hinab nach Wien zu fahren. Wie lange sie in der Kaiserstadt an der Donau verweilten und welche Bekanntschaften sie dort anknüpften, ist uns nicht mitgetheilt worden; in der Biographie Eichendorff's heißt es nur, daß sie „einige Zeit“ dort zugebracht hätten.

## IV.

Mit der Rückkehr in das väterliche Haus begann für Eichendorff eine neue glückliche Lebensperiode. Erfüllt von den empfangenen vielseitigen Eindrücken, welche die Universitätszeit und seine für die damaligen Zustände sehr weiten Reisen ihm gegeben, erfüllt von großen Ideen und einer schwärmerischen Begeisterung für die Kunst, vorab die Dichtkunst, erfüllt aber auch von einer frisch pulsirenden Lebenskraft, welche in einem gesundheitstrozenden Körper ihren Wohnsitz hatte, regte sich in ihm eine erstaunliche Schaffenslust, welcher wir eine ganze Reihe seiner schönsten Gedichte und die Pläne zu vielen Novellen verdanken. In dem reizvollen, romantischen Lubowitz, seiner über alles geliebten Heimath, ging der Samen, welchen er in Heidelberg in sich aufgenommen, zu prächtigen Blumen auf. Ein wahres Kind des Glücks, ein echter Günstling der Musen, wiegte er sich in einem behaglichen, anregungsvollen Dasein, welches den Dichter in ihm mit jedem Tage mehr zur Entwicklung brachte. Er befand sich so recht in jener Stimmung, welche den Helden seines in diesen schönen Tagen entworfenen Romans „Ahnung und Gegenwart“ befeelt, und die er mit den treffenden Worten schildert: „Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie im Stande ist, gleich dem unbewegten Spiegel eines See's den Himmel in sich aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang rings um ihn her, diese seit seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschlossenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien, ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerz-lich schönen Spiel der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch ein Mal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwängliche Zukunft legt sich wie ein Morgenroth blühend über die Bilder, und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns, und wir erkennen wohl alle die Gegenden und Gestalten wieder, aber sie sind größer, schöner und gewaltiger und wandeln in einem

wunderbaren Lichte. Und so dichtete hier Friedrich unzählige Lieder und wunderbare Geschichten aus tiefster Herzenslust, und es waren fast die glücklichsten Stunden seines Lebens" <sup>1)</sup>. In dieser Zeit entstanden jene schönen, so rein und tief empfundenen Lieder, wie: „In einem kühlen Grunde“, „Sind's die Häuser, sind's die Gassen“, „Die Welt ruht still im Hafen“, „Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden“, „O Thäler weit, o Höhen“, „Wer hat dich, du schöner Wald“, „Vergangen ist der lichte Tag" u. a., welche zum großen Theil in den Liederschatz des deutschen Volkes übergegangen sind und immer und immer wieder gesungen werden. Indessen haben auch geistliche Lieder, welche des Dichters tieffromme Gesinnung auf das schönste bekunden, in dieser Zeit ihren Ursprung; denn auch im sorgenlosen Genuß eines reichen Glücks, im gleichsam trunkenen Schwelgen in den Schönheiten der Natur und der Poesie ging ihm der demüthig-fromme Sinn nicht verloren, welcher ihn als Kind schon beseelt hatte. Natur und Gott, das ist der Kern seines Dichtens; versenkt in die eine erhebt sich sein Geist zu der Größe des Schöpfers, und in den Preis Gottes mischt sich die begeisterte Bewunderung seiner Werke.

Wie es damals wogte und wallte in seiner jugendlichen Seele, das finden wir in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“, welcher in seiner überraschenden Fülle an Gefühl, Geist und Wit, aber auch an übersprudelnder Begeisterung so recht die Gährung in der Seele des jungen Dichters verräth. Als echter Romantiker hält er die Poesie für die höchste aller Künste; nicht zwar für die Beherrscherin des Lebens, wohl aber für eine Macht, mit welcher der Verstand und die vom Verstande regierte Menschheit zu rechnen haben. In dem Sonettenkranz „Der Dichter“, welchen er in dieser Zeit verfaßte, singt er das hohe Lied von der Poesie und ihrem Priester. Da sehen wir, wie hoch, mit welchem heiligen Ernst er die Dichtkunst auffaßte, und daß er in dem ihm gegebenen Talent in der That einen Ruf von oben erblickte <sup>2)</sup>. Dieser Sonettenkranz, edelschön in der Form und getragen von hohem, sittlichem Adel, kann in der That als das poetische Glaubensbekenntniß Eichendorff's bezeichnet werden. Es ist eine seltene Erscheinung in der deutschen Literaturgeschichte, daß ein zwanzigjähriger genialer Jüngling sich solche Ziele und, was besonders betont werden muß, sich solche Grenzen steckt. Trotz alles Ueberwallens keine kecke Verachtung von Gesetz und Sitte, kein Anstürmen gegen die sittliche Weltordnung, welche so manches romantischen Dichters Anfänge charakterisirt! Ernst nahm er das Leben und ernst die Kunst, und gestattete dem losen Witz nur, sich

<sup>1)</sup> II 305. — <sup>2)</sup> I 63—66.

als coquettes Rankenwerk um den innern Kern zu schlingen. Schon dem werdenden Dichter galt die übermüthige Ironie des Romantikers, dies Feldgeschrei der Schlegel, nicht als Selbstzweck, und sie ist auch, obgleich die Wortführer der neuen Schule einen so großen Einfluß auf ihn ausübten, nie sein in hoc signo vinces geworden.

Am stärksten prägt sich der tief sittliche Gehalt seiner Jugendpoesieen in den patriotischen Gedichten aus. Preußen lag zerschmettert am Boden; Napoleon stand auf der Höhe seiner Macht; auf dem Fürstentage zu Erfurt (17. September bis 15. October 1808) huldigten ihm vier Könige und vierunddreißig Fürsten aus Deutschland. Selbst echt patriotisch gefinnte Männer verzweifelten daran, daß es je gelingen werde, das fremde Joch abzuwerfen; Andere aber fühlten in sflavischer Unterwürfigkeit sich wohl in ihrer Unterdrückung. Der junge Eichendorff gehörte zu denen, die ihr Vertrauen auf den alten Gott, der keinen Deutschen verläßt, nicht verloren, zu denen, die in tiefer Einsamkeit auf den Augenblick warteten, wo das Vaterland sie rief. In ihm, dessen Seele erfüllt war von den herrlichen Bildern deutscher Größe, kochte es in heiligem Zorn. Wenn er in den Hallen seines väterlichen Hauses die alten Waffen funkeln sah, dann, singt er,

Möcht' ich, über uns're Schande  
Tief entbrannt in zorn'gem Lieben,  
Wurzeln in der Felsen Marke  
Und empor zu Himmels Lichten  
Stumm anstrebend wie die starke  
Niesentanne mich aufrichten.<sup>1)</sup>

Erbärmlich Volk sieht er um falscher Götzen Throne lagern; wohl Manchen, „dem die wirklichen Geschichten der Zeit das ehrlich deutsche Herz zerschlagen“, hört er klagen wie Prinz Hamlet: „Weh, daß zur Welt ich kam, sie einzurichten.“ Mit Sehnsucht wünscht er die Zeit herbei, wo es ihm vergönnt ist, das Schwert zu ziehen, denn:

Wer in der Noth nichts mag als Lauten rühren,  
Dess' Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe.<sup>2)</sup>

Mit Begeisterung begrüßt er den Heldenkampf der Tiroler, die sich selbst Retter geworden sind:

Hochherzig Volk, Genosse größ'rer Zeiten!  
Du sinkst nun in der eig'nen Häuser Brände,  
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.

O Herr, laß diese Lohen wehn, sich breiten  
Auffordernd über alle deutschen Lande,  
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich Ende.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> I 117. — <sup>2)</sup> I 122. — <sup>3)</sup> I 123.

Erfüllt von diesen Gedanken, fügte er seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ die interessanten Schilderungen aus dem Freiheitskampfe eines Gebirgsvolkes an, unter welchem die Tiroler gemeint sind, und entwarf ein Drama, welches die Erhebung der Germanen gegen die Römer unter Arminius behandeln sollte. Aber sein Herzenswunsch, selbst mit in das Feld ziehen zu dürfen, konnte noch nicht in Erfüllung gehen; er mußte die Zeit erwarten mit klopfendem Herzen, wie so mancher jugendliche Patriot jener Tage.

Neben den poetischen Arbeiten lief aber eine ungemein praktische Thätigkeit. Es war Absicht der beiden Brüder, sich in die Verwaltung der väterlichen Güter einzuführen und so auf Uebernahme derselben sich vorzubereiten. Unserm Dichter sagte die Landwirthschaft von Herzen zu. Gewohnt, täglich mit der Natur zu verkehren und sie in ihren wechselnden Stimmungen zu beobachten, fand er sich leicht in eine Beschäftigung, welche ihm diesen Verkehr zur Pflicht machte. Er arbeitete unverdrossen, und sein Körper gedieh sichtlich in der anstrengenden und doch anregenden Thätigkeit.

Indessen gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir für seinen unermüdlischen Fleiß, der den Eltern so viele Freude machte, noch einen andern Grund als den der angeborenen Neigung geltend machen: Eichendorff verlor schon bald nach seiner Rückkehr in die Heimath sein Herz und richtete nun sein ernstes Streben darauf, sich für die bevorstehende Selbstständigkeit vorzubereiten. Louise Victoria von Larißch hieß seine Auserwählte, eine Tochter des Gutsbesizers Johann von Larißch auf Pogrzebin bei Ratibor. Sie stand in noch sehr jugendlichem Alter, ragte jedoch durch Schönheit, Geist und fromme Gesinnung weit über ihre Genossen. Als Eichendorff sie zum ersten Male sah, gewann sie seine ganze Neigung. Dem ersten Besuch folgten rasch weitere, welche von den Eltern beider Seiten gern gesehen wurden, und nach Verlauf von wenigen Wochen war Eichendorff glücklicher Bräutigam. Mit dieser Liebe erweiterte sich das Stoffgebiet seiner Muse; denn bis dahin hatte er es verschmäht, Gefühle zu bejingen, welche er nicht hegte:

Was mir das Herz bewogen,  
Das sagte treu mein Mund.  
Und das ist nicht erlogen,  
Was kommt aus Herzensgrund.

Zahlreiche, innig empfundene Lieder sind die poetische Frucht seiner überaus glücklichen Liebe. Ihr sind die tief empfundenen sechs Wanderlieder gewidmet, welche in der Gedicht-Sammlung unter der Ueberschrift „In der Fremde“ vereinigt erscheinen und zu den schönsten Blüten seiner Lyrik gezählt werden müssen. Zwischen ihm und seiner Braut herrschte

eine seltene Uebereinstimmung der Seelen. Wie er, war sie hochgesinnt; wie er, liebte sie die schönen Künste und vorab die Poesie; wie er, war sie von Herzen fromm und bei aller Innigkeit von keuscher Empfindung. Eichendorff wünschte eine baldige Vermählung, indessen zögerten die Eltern seiner Braut mit der Zustimmung, weil sie noch zu jugendlich erschien. Später traten die kriegerischen Ereignisse dazwischen, so daß die Liebenden erst im October 1814 vereinigt werden konnten.

Im Herbst 1809 machten die Brüder auf Löben's Einladung eine Reise nach Berlin, wo sie Arnim und Brentano wiederfanden. Beide waren mit poetischen Arbeiten beschäftigt: jener mit seinem Roman „Gräfin Dolores“, dieser mit den „Romanzen vom Rosenkranz“. Unter den neuen Bekanntschaften mit hervorragenden Männern ist die mit Adam Müller, der im Jahre 1805 katholisch geworden war, am bemerkenswerthesten. Müller, von Beruf Nationalökonom, dessen Theorien heute noch beachtet werden, war zugleich ein warmer Freund der schönen Litteratur und theoretischer Verfechter der Romantik. Seine Vorlesungen über das Schöne und die spanische Poesie, über deutsche Litteratur und Kunst, sowie über die dramatische Poesie fanden zahlreiche Zuhörer, und seine Ansichten begeisterte Gläubige. Als seine Lebensaufgabe bezeichnete er eine „wissenschaftliche Darstellung des Staats in seinem ewigen Bunde mit Religion, Poesie und Leben“<sup>1)</sup> — eine echt romantische Aufgabe. Eichendorff war häufig Gast in seinem Hause, wo sich die tonangebenden litterarischen Größen Berlin's Stell-dich-ein gaben, und empfing dort vielseitige Anregung. Auch die Vorlesungen Fichte's besuchte er und sehr oft das Berliner Nationaltheater, welches zu jener Zeit bedeutende Kräfte zur Verfügung hatte.

Leider wurde sein Aufenthalt in Berlin nach einigen frohen Wochen in recht unangenehmer Weise gestört, da er in ein Nervenfieber fiel, welches ihn drei Monate lang an das Krankenlager fesselte. Erst im März 1810 konnte er nach Lubowitz zurückkehren. Aber nun fand er in der stillen Heimath kein Genüge mehr, er sehnte sich nach fruchtbringender Arbeit und anregender Thätigkeit. Der Aufenthalt in Berlin, wo die nationale Wiedergeburt sich langsam unter einer scheinbar ruhigen Oberfläche vorbereitete, hatte ihn mit einiger Beschämung über seine, nur der eigenen Wohlfahrt gewidmete Thätigkeit erfüllt. Er strebte nach Arbeit für die Allgemeinheit, und diesen Wunsch hegte auch sein Bruder. Beide dachten in den Staatsdienst zu treten. Dazu kam eine äußere Veranlassung. Der Krieg mit seinen ungeheuern Lasten hatte die Güter des Vaters so sehr verschuldet, daß es den Brüdern, als

<sup>1)</sup> Eichendorff, Gesch. d. poet. Litt., II 49.

ihnen nähere Einblicke in die Verwaltung gestattet wurden, sehr unwahrscheinlich dünkte, ob sie sich würden halten lassen. Beide mußten also für den schlimmsten Fall vorbereitet sein und für ihre Zukunft sorgen, Joseph um so mehr, als er daran dachte, ein geliebtes Mädchen heimzuführen. Preußen bot den jungen Männern die denkbar schlechtesten Aussichten, sowohl wegen der politischen Lage als wegen des Verhaltens der Behörden den katholischen Beamten gegenüber. Sie entschlossen sich also in österreichische Staatsdienste zu treten, wo ihnen persönliche Beziehungen sehr zu statten kamen, und reisten im October 1810 nach Wien ab.

Ihre Hoffnungen erfüllten sich in reichem Maße. Sie erhielten, obgleich sie österreichische Universitäten nicht besucht hatten, sofort die Erlaubniß, sich den Staatsprüfungen zu unterziehen, und bestanden dieselben mit Auszeichnung. Sie wurden nunmehr dem Dienste eingereiht, um nach einer gewissen Zeit definitiv angestellt zu werden. So vergingen über zwei Jahre. Wieder hatte Eichendorff das Glück, mit hervorragenden Geistern bekannt und befreundet zu werden. Abgesehen von allem andern hatte die Natur ihm einen Freibrief mit in die Welt gegeben, welcher ihm alle Thüren bereitwilligst öffnete: das war seine männlich schöne Erscheinung. „Auf dem schlanken, kräftig gebauten Körper von edelster Haltung ruht das zuversichtliche, fast kecke Haupt, nach damaliger Sitte von reichen glänzend braunen Locken umwallt. Aus den belebten Zügen spricht Begeisterung, Kraft und männliche Entschlossenheit, aus dem tiefblauen, feuerigen Auge zugleich ein herzliches Wohlwollen“<sup>1)</sup>.

Der Erste, welcher ihn mit offenen Armen empfing, war Friedrich Schlegel, welcher schon seit acht Jahren in Wien ansässig war. Er hatte seine Sturm- und Drangperiode hinter sich und war nach vielen Irrfahrten auf dem wild bewegten Meere des Lebens und der Poesie in den sichern Hafen der katholischen Kirche eingelaufen. Wenn er früher den vermessenen Grundsatz aufstellte: „Alle Selbständigkeit ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch, und man hat nur so viel Moral, als man Sinn für Poesie und Philosophie hat,“ so beugte er sich nunmehr demüthig vor der katholischen Kirche und erblickte in ihr nicht allein die Quelle der Moral, sondern auch den Urgrund der Künste und Wissenschaften. Und in diesem Sinne wirkte er jetzt als Lehrer und Schriftsteller.

Ihm treu zur Seite stand seine ebenfalls zum Katholicismus übergetretene Gattin Dorothea, eine Tochter des bekannten jüdischen Philo-

<sup>1)</sup> IV 474.

jophen Moses Mendelssohn, welche zuerst den Kaufmann Simon Veit geheirathet und sich als Culturdame von recht freien Lebensanschauungen bekannt gemacht hatte. Jetzt war sie, wie Friedrich Schlegel, aus innerster Ueberzeugung katholisch. Obgleich Dorothea auf Schönheit keinen Anspruch machen konnte, zog sie doch die Männerwelt unwiderstehlich an sich -- der beste Beweis war ihr jetziger Gatte, den sie doch an Alter um acht Jahre überragte. Ihr lebhafter Geist, ihre witzsprudelnde Conversation, ihre reichen Kenntnisse aus vielen Wissenschaften übten auf die Männer der Litteratur und Kunst einen großen Einfluß aus. In den Abendgesellschaften griff sie stets lebhaft in die Unterhaltung auch über die schwierigsten und Frauen ganz fernliegenden Gegenstände ein und überraschte durch ihre schnelle Auffassungsgabe und ihr scharfsinniges Urtheil. An den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes betheiligte sie sich in nicht geringem Maße und trat auch selbst als Dichterin auf. Trotz alledem war sie eine sorgsame Gattin und Hausfrau und verschmähte es nicht, Strümpfe zu stopfen und Hemden zu nähen. Eichendorff schloß sich der geistvollen Dame, welche ihn mit mütterlichen Augen betrachtete, vertrauensvoll an und offenbarte ihr seine dichterischen Pläne und Entwürfe. Noch einige Jahre nachher bekannte er, daß er nirgends einen Ersatz für diesen glücklichen Verkehr gefunden habe. Den fast vollendeten Roman: „Ahnung und Gegenwart“ legte er ihr zur Prüfung vor und schenkte ihren und ihres Gemahles Randbemerkungen volle Beachtung. Sie war es auch, welche dem Roman seinen jetzigen Titel gab.

Mit Dorotheens Sohn, dem später berühmt gewordenen Maler Philipp Veit, welchen Fouqué klar und heiter wie den Frühling, ernst und sinnig wie den Herbst nennt<sup>1)</sup>, wurde Eichendorff auf das innigste befreundet. Auch mit Theodor Körner, welcher als k. k. Theaterdichter in Wien angestellt war, kam Eichendorff zusammen, ohne indessen nähere Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Eichendorff hielt ihn für unbedeutend, eine Meinung, welche Dorothea von Schlegel (vollständig theilte<sup>2)</sup>). Mit Wilhelm von Humboldt verkehrte Eichendorff häufig in dessen Hause, ohne sich veranlaßt zu sehen, dem berühmten Manne näher zu treten. Enger schloß er sich dem ausgezeichneten Redemptoristenpater Clemens Maria Hoffbauer an, dessen Predigten viel Aufsehen erregten, und dessen Wirken ein außerordentlich segensreiches war.

Im Frühjahr 1811 kam auch Adam Müller nach Wien, um im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este Vorträge über Staatswirthschaft zu halten. Die beiden Brüder erneuerten ihre Bekannt-

<sup>1)</sup> Fouqué's Selbstbiographie, S. 326. — <sup>2)</sup> Raich, Dorothea von Schlegel, II 138.

schaft mit dem selten begabten Manne und bezogen schließlich sogar eine Wohnung mit ihm. „Müller beschäftigte sich damals viel mit dem auch an höchster Stelle sehr begünstigten Plan, in Wien eine nach norddeutschem Muster eingerichtete Universität zu gründen. Eichendorff ward bei derselben ein Lehramt zugebracht, und es schien dies seinen Neigungen auch nicht entgegen; die Ausführung des für Oesterreich so wichtigen Projectes scheiterte indeß größtentheils an Müller selbst, dem es trotz seiner vielseitigen Begabung an dem praktischen Geschick gebrach, ein solches Unternehmen in's Leben zu rufen“<sup>1)</sup>.

So verkehrte Eichendorff in freundschaftlicher Weise mit den hervorragendsten litterarischen Größen, welche Wien damals aufzuweisen hatte, und gewann spielend eine Fülle von Kenntnissen und Anschauungen. Auch seine Beamtenlaufbahn versprach eine günstige zu werden, so daß er einer glücklichen Zukunft entgegensehen durfte. Bald begann auch sein Name als Dichter in weitem Kreisen bekannt zu werden. Seine Veröffentlichungen in der schon erwähnten Mt'schen Zeitschrift waren ziemlich spurlos vorübergegangen, nun aber erschienen von ihm, wieder unter dem Namen Florenz, in Kerner's Musen-Almanach: „Deutscher Dichterwald“, welcher Ende 1812 herauskam, die beiden lieblichen Gedichte „In einem kühlen Grunde“ und „Sind's die Häuser, sind's die Gassen“, welche dem jungen Dichter sofort eine große Anzahl von Verehrern verschafften. Seltener Weise ist es nur einem Zufall zu verdanken, daß das erste Gedicht damals schon (später wurde es dem Roman „Ahnung und Gegenwart“ einverleibt) in die Oeffentlichkeit kam. Kerner erzählt darüber: „Es war im Jahre 1812, wo ich von meinen Freunden Beiträge zu dem »Deutschen Dichterwald« einsammelte, dessen Theilnehmer auch Uhland, Schwab, K. Mayer, Fouqué, Barnhagen, Thorbeck u. A. waren. Da sandte mir Eichendorff durch unsern gemeinschaftlichen Freund Löben jenes Lied von sich als Beitrag für unsere Sammlung mit der Unterschrift »Florenz« zu. Mein Wohnort war damals ein freigelegenes Haus in dem württembergischen Waldort Belzheim. Als ich nach Empfang des Briefes von Löben jenes schöne Lied mit Vergnügen gelesen hatte, legte ich es auf meinen Schreibtisch nahe an ein offenes Fenster, aber plötzlich weht es ein vorüberfahrender Windstoß vom Tisch durch's Fenster hoch in die Luft über Häuser und Bäume dahin. Ich bemühte mich nun, dieses wahrhaft zum fliegenden Blatt gewordene Lied viele Stunden lang, selbst in Begleitung eines scharfsehenden Jägers, eines Freundes von mir, in Wäldern und Feldern aufzusuchen, aber vergebens. Der Verlust desselben war mir um so em-

<sup>1)</sup> IV 469.

pfändlicher, als das Manuscript der Sammlung schon längst zum Druck abgegangen und, sollte dieser Beitrag noch aufgenommen werden, eine schnelle Nachsendung nöthig war. Was war nun das fernere Schicksal des Gedichtes? Am andern Tage kam ein mit Maultrommeln, Arm-bändern und Fingerringen handelnder Tiroler zu mir, und siehe da, ich erblickte das Blatt um eine dieser kleinen Waaren gewickelt. Schnell frug ich ihn: wo fandest du denn dieses Papier? worauf er mir erzählte, daß er es bei Kaisersbach, eine Stunde von Welzheim, auf einem blühenden Flachsfelde gefunden und diesen Fingerring darein gewickelt habe. Daß ich ihm sehr vergnügt, das Papier behaltend, ein Duzend seiner Maultrommeln, meiner Lieblingsinstrumente, entnommen, ist begreiflich."

Der Zauber dieser Lieder, welche mit Recht zu den Perlen unserer lyrischen Dichtkunst gezählt werden, veranlaßte Fouqué, den Verfasser zahlreicher, viel geleisener Ritterromane, dem Dichter, dessen wahren Namen er festgestellt hatte, durch Löben's Vermittelung einen poetischen Gruß nebst verschiedenen neuen Poesieen zuzusenden, in dem es hieß:

Süße Thränen sind geflossen  
Mir vom Aug' bei deinem Klang,  
Zubelnd nah' ich dem Genossen,  
Freu' des Kranzes mich, entsprossen  
Deinem Minn- und Ritterfang.

Eichendorff, den es mit großer Genugthuung erfüllen mußte, daß ein so berühmter, von ihm selbst hochgeschätzter Dichter ihm die Bruderhand reichte, antwortete mit einigen Sonetten, von denen drei in die Sammlung der Gedichte aufgenommen sind.

Zwischen beiden Dichtern entspann sich ein inniger Verkehr, obgleich sie persönlich erst einige Jahre später zusammenkamen. Beide waren hinsichtlich ihrer geistigen Bestrebungen verwandte Naturen, und Beiden wohnte ein echt ritterlicher Geist inne; an poetischem Talent aber vermochte der gefeierte Verfasser der „Undine“ (1811) und des „Zauber-rings“ (1812) sich mit Eichendorff nicht im entferntesten zu messen. Fouqué war längst ein tochter Mann als er starb, Eichendorff's Ruhm dagegen wuchs bis an sein Lebensende. Es ist bezeichnend für die Gewalt eigenartiger Richtungen in der Litteratur, daß auch Eichendorff dem Banne der Fouqué'schen Muse verfiel und ein eifriger Verehrer des Dichters wurde. Wenn auch später seine Begeisterung sich merklich abkühlte, so gehörte er doch nie zu den Vielen, welche ihr früheres Idol mit Hohn und Spott übergossen. Fouqué war es auch, welcher einige Jahre später den mehrfach erwähnten Roman seines jungen Freundes bevorwortete— ein Zeugniß für die Stellung, welche Jener damals in der deutschen Litteratur einnahm.

So war Eichendorff's Aufenthalt in Wien, der nur hin und wieder durch Besuche bei seinen Eltern und seiner Braut unterbrochen wurde, ein überaus glücklicher. Er wurde nach und nach in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt und hatte sichere Aussicht auf eine glänzende Laufbahn. Oesterreich schien ihm die zweite Heimath werden zu sollen, so daß Philipp Veit an seine Mutter schreiben konnte, Eichendorff sei so „eingewienert“, daß er schwerlich wo anders fröhlichen Herzens sein könne<sup>1)</sup>. Aber es kam anders, und daß es so kam, gereicht unserm Dichter zur höchsten Ehre. Endlich war der Zeitpunkt gekommen, um das fremde Joch abzuschütteln, und Eichendorff zögerte keinen Augenblick, das wahr zu machen, was er in feuerigen Gedichten gelobt: er weihte seinen Arm dem Vaterlande. Während der zwei Jahre, welche er in Wien zubrachte, bereitete sich ein so rascher Wechsel der Dinge vor, wie er auch von den Optimisten nicht erwartet worden war. Napoleon, der Emporkömmling, stand im Jahre 1811 auf dem Gipfel seiner Macht. Ein Sohn, den ihm die Tochter des Hauses Habsburg geboren, sicherte seiner Familie die Dynastie. Da begann er den Feldzug gegen Rußland. Der Brand von Moskau äscherte auch den anscheinend unzerstörbaren Riesenbau seiner Macht ein. Geschlagen kehrte er zurück. Nun erhob sich Preußen, das in jahrelanger stiller Arbeit sich auf den großen Befreiungskampf vorbereitet hatte, und der Aufruf des Königs rief am 3. Februar 1813 das ganze Volk zu den Waffen. Eichendorff säumte nicht, dem Rufe zu folgen. „Steig' aufwärts,“ sang er begeistert,

Steig' aufwärts, Morgenstunde!

Zerreiß die Nacht, daß ich in meinem Wehe

Den Himmel wiedersehe.

Er opferte seine Laufbahn dem Vaterlande, er schlug sein Leben in die Schanze, während um dieselbe Zeit der größte deutsche Dichter seinen Sohn August hinderte, in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten!

## V.

Mit Eichendorff zog Anfang April 1813 sein treuer Freund Philipp Veit in's Feld, während Wilhelm, des Dichters Bruder, in Wien zurückblieb. Am 12. April kamen die Freunde in Breslau, dem preußischen Hauptquartier an, wo sich der König mit seinen Ministern und Generälen befand. Hier wurde ihnen allgemein gerathen, zu dem schwarzen Freicorps unter Bülow nach Sachsen zu gehen, und sie waren gern geneigt, sich

<sup>1)</sup> Raich, a. a. O., II 209.